

Bald war ich in der Metropolitan Opera doch recht heimisch geworden. Gleich nach meinem Debüt sang ich die Königin der Nacht in Mozarts „Zauberflöte“, auch die Olympia in „Hoffmanns Erzählungen“ von Offenbach und schließlich wieder die Königin in den „Hugenotten“. Wenn ich auch vor jeder Aufführung immer noch an Lampenfieber litt, so hatte ich doch mein Selbstbewußtsein wiedergewonnen. Und die New Yorker taten alles, um dieses zu stärken, Weitherzigkeit, Freundlichkeit, Vertrauen sind angenehme Charakterzüge des New Yorkers und des Amerikaners überhaupt. Die Stadt hatte mich in ihr Herz geschlossen, ich schloß die Stadt in mein Herz, und darin hat sich bis zum heutigen Tage nichts geändert.

Das Leben in New York ist schön, weil jeder dem andern wohl will. Ich merkte das, als ich meinen ersten „großen Abend“ in New Yorks Gesellschaft hatte. Mrs. Cornelius Vanderbilt hatte mir eine Einladung zu einem Musikabend in ihrem Palast in der Fifth Avenue geschickt. In der Fifth Avenue, der „Millionaires Row“, wohnen von altersher die Oberen Vierhundert. Hier sind die Woolworth, Speyer, Carnegie, Kahn, Guggenheim, Astor zu Hause. Wenn Morgan und Rockefeller ihre Paläste in einer der Querstraßen errichten ließen, haben die Vanderbilts an der Fifth Avenue festgehalten. Ich will nicht urteilen, ob das Haus des einen Millionärs größer und eleganter war als das des andern, das Palais der Vanderbilts nimmt es jedenfalls, was Luxus der Einrichtung und Zahl des Personals angeht, mit jedem Fürstenschloß auf.

Es ist üblich geworden, immer nur von dem Luxus zu sprechen, wenn von der Fifth Avenue die Rede ist. Ich glaube, man hätte Grund genug, davon zu erzählen, daß dieser Luxus in den Dienst einer sehr kultivierten Geselligkeit gestellt wurde.

An dem 14. Januar 1913, als ich zum erstenmal Cornelius Vanderbilts Haus betrat, sah ich dort viele reiche Leute — aber es waren Leute, die sich außerordentlich für Musik, Malerei, Architektur wie überhaupt für alle Künste interessierten. Nach dem Dinner fand man sich im großen Konzertsaal des Hauses zusammen. Ich wurde gebeten, zu singen, ich sang einige Arien, zuletzt das Ave Maria von Gounod, Eugène Ysaÿe, der berühmte Geiger und Freund von César Franck, begleitete mich. Dann stiegen die Leute bedächtigen Schrittes vom Saale herauf zur Empore, schüttelten mir die Hände und machten mir viele Komplimente, die ich oft nicht ganz verstand. Ein kleiner alter Herr mit einem sehr freundlichen Gesicht redete mich auf deutsch an; ich werde es nie vergessen: Es war Andrew Carnegie, der Gründer der Steel Company of New Jersey, der schon lange einen großen Teil seines riesigen Vermögens für kulturelle Zwecke zur Verfügung gestellt hatte.

☆

Carnegie und Mrs. Vanderbilt sind es gewesen, die mich an diesem Abend auch mit Mr. Bagby bekannt machten. Wer Mr. Bagby war, weiß in Europa wohl niemand, in New York spielte er eine große Rolle. Mr. Bagby war für amerikanische Verhältnisse kein außerordentlich vermögender Mann, aber er

liebte die Kunst und bezeugte das auf eine originelle Weise, indem er die Bagby-Konzerte schuf. Nur in Amerika ist so etwas möglich. Ich glaube, daß in Europa kein Mensch auf eine solche aparte Idee gekommen wäre.

Mr. Bagby veranstaltete wöchentlich einmal, und zwar um 11 Uhr vormittags, ein Konzert, in dem er den New Yorkern seine musikalischen Freunde vorstellte. Diese Konzerte fanden in einem der prunkvollen Speisesäle des Waldorf-Astoria-Hotels statt. Es war eine große Ehre, dort zu singen, wie das Zuhören eine große Ehre war. Ich glaube nicht, daß jemals ein Künstler Mr. Bagbys Aufforderung abgelehnt hat. Trotzdem liebte kein Sänger diese frühen Konzerte, weil wir dann um 7 Uhr aufstehen mußten, um unsere Stimmen einzusingen. Auch Caruso war kein Freund dieser frühen Morgenstunde: „11 Uhr ist gerade die richtige Zeit für mich zum Gurgeln“, meinte er drastisch, „aber nicht, um ein Konzert zu geben.“

In den Bagby-Konzerten traf sich die erste Gesellschaft New Yorks, man war „ganz unter sich“. Mr. Bagby hatte ein großes Talent, prominente Gäste zusammenzubringen. Man traf fast immer irgendeinen hervorragenden Zeitgenossen, einen Politiker, einen Botschafter, einen Prinzen bei ihm. Bei Bagby sah man selbstverständlich auch die Aktionäre der Metropolitan, den schon erwähnten Carnegie, Cornelius Vanderbilt und seine charmante Gattin Grace.

Grace Wilson Vanderbilt ist wohl für ein halbes Jahrhundert die führende Hostess New Yorks gewesen. Wenn sie ihre Loge

Frieda
Hempel



Frieda Hempel in ihrer letzten Rolle an der Metropolitan Opera in „Crispino e la Comare“ von den Brüdern Ricci.

MEIN LEBEN DEM GESANG

Mit freundlicher Genehmigung des Argon-Verlags entnehmen wir dem dort erschienenen Buch von Frieda Hempel „Mein Leben dem Gesang“ diesen Auszug.

Nr. 3 im ersten Rang der Metropolitan Opera betrat, richteten sich alle Operngläser auf sie, und auch während der Pause blieben viele im Zuschauerraum, um zu beobachten, wen sie empfing. Grace Vanderbilt war mit den amerikanischen Präsidenten Theodor Roosevelt, Taft, Woodrow Wilson befreundet. Auf ihrer Yacht „Nordstern“ waren Kaiser Wilhelm II. und König Eduard VII. zu Gast. Das belgische und das schwedische Königspaar, auch die Windsors dinierten oder wohnten bei Grace. Ihr Vater war Baumwollaufkäufer, ein Bauernsohn aus Tennessee. Das merkte man ihr aber nicht an; sie hieß nicht nur Grace, sie war auch wirklich die vollendete Grazie in Person.

Alles in allem waren die Bagby-Konzerte eine entzückende Einrichtung. Nachdem jedoch das alte Waldorf-Astoria abgerissen worden war, um für das Empire State Building Platz zu machen, bißten sie einiges von ihrer Atmosphäre ein. Die Säle des neuen Waldorf-Astoria waren zu groß, es fehlte ihnen die Intimität, die der eigentliche Reiz der Veranstaltung gewesen war. Als Mr. Bagby starb, hörten die Konzerte auf.

☆

Ich habe schon erwähnt, daß wir Künstler, besonders die der Metropolitan, Knickerbokers Hotel bevorzugten. Caruso bewohnte 1912 die Zimmerflucht neben mir, später hatte er den ganzen 9. Stock für sich gemietet. Man hörte ihn selten üben, seinen Begleiter desto mehr. Wenn der Meister am Abend den Canio im „Bajazzo“ singen sollte, war Leoncavallos Musik den ganzen Tag zu hören. Auch Antonio Scotti, sein Landsmann aus Neapel, wohnte im Knickerbokers. Die beiden waren unzertrennliche Freunde, und ich glaube, daß Caruso von dieser Freundschaft sehr viel Nutzen hatte, denn Scotti war nicht nur ein ausgezeichnete Bariton, sondern auch ein großer Schauspieler. Caruso verdankte ihm gewiß viele Anregungen.

Knickerbokers Speisesaal glich an manchen Abenden einer Künstlerversammlung. Hier saßen Toscanini, die Farrar, Scotti, Caruso, auch die Direktoren der Metropolitan, auch Emmy Destinn. Ich glaube, ein großer Teil der Gäste kam nur, um diese auserwählte Gesellschaft sehen zu können.

Allerdings hatte Knickerbokers Hotel auch noch eine weniger prächtige Seite. Eines abends kam ich mit Caruso von der Metropolitan den Broadway herunter. Vor einem Nebeneingang des Hotels stand eine lange Schlange von Menschen und wartete. Das waren die Armen, denen die Hotelküche die Überreste des Tages schenkte. In der Reihe fiel ein sehr alter, magerer Mann auf, der trotz der Winterkälte keinen Mantel trug. Caruso blieb stehen, er wollte den Mann etwas fragen, unterließ es aber, da er der englischen Sprache nicht genügend mächtig war. Plötzlich zog er seinen pelzgefütterten Wintermantel aus, legte ihn mit behutsamer Geste dem Alten um die Schulter und ging ohne ein Wort schnell mit uns in das Hotel. Das war Carusos großes, gutes Herz.

☆

Doch nun will ich noch einiges vom Leben in der geliebten Metropolitan Opera schildern: Nach ein paar Wochen war das Parkett noch genau so riesig und weit wie im Anfang, immer noch türmten sich die Ränge in unendliche Höhe, aber ich hatte mich nun an den Raum gewöhnt und fürchtete mich nicht mehr. Schwer fiel es mir jedoch immer noch, mich damit abzufinden, daß das Haus zu

Beginn einer Vorstellung stets nur schwach besetzt war. Besonders die Logen blieben leer, sie füllten sich erst am Ende des ersten Aktes, oft auch erst zu Beginn des zweiten. In Deutschland ist das ungewöhnlich; hier hängt es damit zusammen, daß die Vorstellungen der Metropolitan als gesellschaftliche Ereignisse gelten. Vornehme Leute folgen einer Einladung mit vornehmererspätung.

Wie „vornehm“ die MET war und ist, zeigt auch der Klub, der ihren Namen trägt. Dem Metropolitan Opera Club gehören die Geldgeber und Gönner des Hauses als Mitglieder



Frieda Hempel als Leila
(Karrikatur von Caruso).

an. Ab und zu machen sie sich die Freude, die Künstler des Opera House lediglich vor ihrem kleinen, exklusiven Kreise spielen zu lassen. Dann ist das riesige Parkett völlig leer, und ebenso leer sind die oberen Ränge, lediglich in den wenigen Reihen des zweiten Balkons sitzen die Herren Aktionäre und verfolgen durch ihre Operngläser die Vorgänge auf der Bühne.

Nach der Vorstellung trifft man sich in einem der Salons des weitläufigen Gebäudes. Hier begegnete ich James Cutting, dem Sportsmann, der mein guter Freund wurde. Unter vielen anderen lernte ich den Bankier Richard Schuster kennen, auch Mr. Pavenstead, den Leiter einer großen Exportfirma.

Pavenstead war ein reizender, lebenswürdiger Kavaliere, dessen Erzählungen ich besonders gern lauschte. Er kannte viele Länder der Erde, darunter auch meine Heimat. Auf einer seiner Reisen hatte er auch wohl den Mann kennengelernt, der ihm zum Verhängnis werden sollte. Ich weiß nicht, ob sich jemand noch an die Affäre „Bolo Pascha“ erinnert. Unter dem Decknamen Bolo Pascha arbeitete 1917 in Amerika ein deutscher Agent, der dann nach Frankreich übersiedelte, um dort die bekannte Zeitung „Figaro“ den Interessen der Mittelmächte dienstbar zu machen. Bolo Pascha wollte den „Figaro“ kaufen, wofür ihm in Amerika große Mittel zur Verfügung standen. Diese Geldmittel hatte die deutsche Regierung ihm gegeben, und Mr. Pavenstead soll dabei seine Hände im Spiel gehabt haben. Jedenfalls wurde Pavenstead verhaftet. Bolo Pascha wurde in Vincennes erschossen.

☆

Ende Februar wurde ich nach Boston zu einem Gastspiel gebeten, um dort die Rosina

im „Barbier von Sevilla“ zu singen. Zum ersten Male betrat ich den Zentralbahnhof New Yorks, der mir mit seinen riesigen Hallen und seiner großartigen Beleuchtung wie ein Feenschloß erschien. Mehr als vierzig Jahre später wirkt er auch heute auf jeden Besucher nicht weniger grandios — man kann sich also gut vorstellen, was für einen Eindruck dieses Bauwerk im Jahre 1913 machte.

Nicht weniger elegant und eindrucksvoll war der Pullmanzug, der mich erwartete. Der Speisewagen war ein Luxusrestaurant auf Schienen, überall warteten farbige Diener auf die Wünsche der Gäste. Neben meinem Gedeck stand ein Glas Wasser. Ich war dazu erzogen worden, alles, was man mir vorsetzte, brav zu essen oder zu trinken; ich trank also das Wasser. Aber sobald ich das Glas geleert hatte, wurde es von dem farbigen Diener sofort wieder gefüllt. In meinem ganzen Leben habe ich nicht so viel Wasser getrunken. Endlich konnte ich nicht mehr! Ich klagte meinem Begleiter meinen Kummer, worauf ich unterrichtet wurde, daß die Wassergläser eben gefüllt auf dem Tisch zu stehen haben. Diese Information gab meinem Magen und dem Diener endlich Ruhe.

Das Opernhaus von Boston ist viel kleiner und intimer als die Metropolitan, es gleicht eher den Häusern, die uns in Europa bekannt sind. Es hat eine wunderbare Akustik. Den Almaviva sang ein Tenor namens John McCormack. Ich hatte niemals von ihm gehört, aber schon bei den Proben merkte ich, daß er hervorragend sang. Seine Stimme war für meinen Geschmack zu hell, ich liebte mehr die dunklere Farbtonung, wie sie Caruso zu eigen war. Aber daß McCormack, übrigens ein Ire, eine große Zukunft hatte, ahnte ich. Er hat dann auch eine bedeutende Karriere gemacht.

☆

Nach meiner Rückkehr sang ich in New York wieder in „Hoffmanns Erzählungen“, wobei der arabische Baritonist Dinh Gilly mein Partner war. Dinh Gilly war ein Schüler von Emmy Destinn, und deshalb wurde ich ihm böse, Emmy Destinn und ich hatten in New York die alte Berliner Freundschaft fortgesetzt, wir waren beinahe täglich zusammen — bis eben Dinh Gilly in ihr Leben trat. Der Schüler wurde schnell ihr Freund, ihr Geliebter und bald ihr Mann. So rückte sie mir etwas ferner, und das war sehr schade, denn Emmy und ich hatten so viel über unsere Steckenpferde zu plaudern. Ich war von jeher ein Blumen- und Tiernarr, Emmy eine große Anhängerin des Spiritismus. Ihre Bibliothek enthielt die seltsamsten und kostbarsten Werke der okkulten Literatur und außerdem eine nahezu vollständige Bibliothek über — Napoleon. Napoleon war ihr zweites großes Steckenpferd. Sie wußte einfach alles, was man über den ersten französischen Kaiser überhaupt nur wissen kann, sie bewunderte ihn sehr. Mich interessierte er weniger, dafür war ich begeisterte Teilnehmerin an den Séances, die Emmy Destinn veranstaltete.

Die erste New Yorker Spielzeit ging zu Ende. Unter Toscanini sang ich in Beethovens Neunter Symphonie, dann fuhr ich nach Europa. Eigentlich hatte ich ja nur für die Spielzeit in New York bleiben wollen, ich war von Berlin nur weggegangen, um nach Berlin zurückzukehren. Aber jetzt machte ich Pläne, doch ständig in New York zu bleiben und mir eine Wohnung zu nehmen.